



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Das Lebendige und das Tote

*„Ich bin auf die Realitätsangebote des
Lebens weitestgehend nicht eingegangen.“*

(Udo Lindenberg)

Russland schließt nun auch in puncto Kriminalität zum Westen auf. Seit 2014 kommt es in immer kürzeren Abständen zu sogenannten School-Shootings. Nachdem bereits im Jahr 2018 auf der Krim ein Amoklauf an einer Schule mit 20 Toten stattgefunden hat, hat nun ein 19-jähriger ehemaliger Schüler in Kasan, der Hauptstadt der Republik Tatarstan, seine alte Schule überfallen. Er tötete neun Menschen, darunter sieben Schülerinnen und Schüler, eine Lehrerin und eine weitere Frau. 20 Menschen wurden verletzt. Die Bilder, die gezeigt wurden, erinnerten stark an die aus Littleton/Colorado aus dem Jahr 1999. In Panik sprangen Schüler aus den Fenstern, Schüler flohen über der Rasen vor den Gebäuden, Rauch stieg auf. Littleton liefert bis auf den heutigen Tag die Blaupause für Schoolshootings. Wer tatgestimmt ist, kann sich hier eine Anleitung holen, wie man es machen kann. Fast bei allen jugendlichen Amokläufern findet man auf ihren Computern Spuren der Auseinandersetzung mit ihren He-

roen, oft kleiden sie sich wie seinerzeit Clebold und Harris. Manches an den Geschehnissen in Kasan erinnert auch an die Ereignisse in Erfurt im Jahr 2002. Der Junge Mann wurde im April der Berufsschule verwiesen, die er inzwischen besuchte und kehrte nun, um Rache zu nehmen, an seine alte Schule zurück. Dort, so berichteten ehemalige Mitschüler, sei er fortgesetzt gehänselt worden und Ziel von Mobbing-Attacken gewesen. Wie üblich wird der Täter als ruhig und zurückhaltend beschrieben. Das beinahe klassisch zu nennende Täterprofil.

Eine aktuelle Kränkung fährt ihm wie Salz in eine kaum verheilte alte Wunde, und er kehrt ins Epizentrum seiner Kränkungen zurück, um aller Welt zu zeigen, dass man so nicht mit ihm umgehen kann und darf. Er ist nicht das Milchgesicht, für das man ihn gehalten hat. Meine Kenntnisse über Schulamokläufe habe ich im ersten Band meiner Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus noch einmal zusammengefasst, der im Jahr 2014 unter dem Titel [Zwischen Amok und Alzheimer](#) im Verlag Brandes & Apsel erschienen ist. Meine zentrale These: So lange Schulen Orte der Konkurrenz, der Selektion und damit auch der Kränkung sind, wird es immer wieder zu solchen Taten kommen. Die Möglichkeiten der Prävention und der Früherkennung sind sehr begrenzt, weil die Täter oft die personifizierte Unauffälligkeit sind.

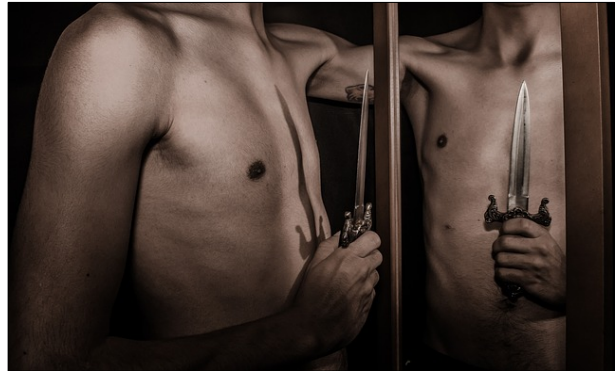


Bild von Aryok Mateus auf Pixabay

Auf dem Alten Friedhof habe ich nun schon einige Male eine Frau aus dem Maghreb oder Äthiopien auf einer Bank sitzen sehen. Sie ist vielleicht vierzig Jahre alt und trägt ihr Haar kurz geschnitten. Da sie eine Hose und eine Jacke anhat, kann man sie von Weitem zunächst für einen Mann halten. Ganz allein sitzt sie dort, wie ein Denkmal der Melancholie. Sie schaut nicht auf, wenn man an ihr vorübergeht. Ein wie immer flüchtiger Blickkontakt wäre die Voraussetzung für eine Kontaktaufnahme. So lässt sich der Kreis aus Einsamkeit, der sie umgibt und in den sie sich eingeschlossen hat, nicht durchbrechen. Sie möchte offenbar in Ruhe gelassen werden. Als ich sie das letzte Mal sah, saß sie auf der Bank und hörte über ihr Handy leise Musik aus ihrer Heimat. Heimatlosigkeit kann zur Hölle werden, besonders wenn sie mit Einsamkeit einhergeht. Viele Ausländer zieht eine diffuse Sehnsucht zum Bahnhof. Dort treffen sie andere in einer ähnlichen Lage, schauen den Zügen hinterher und träume sich weg und nach Hause. Oder sie sitzen am Fluss und schauen aufs Wasser. Einen ähnlichen Fluss mag es in ihrer Heimat gegeben haben, und in der Phantasie wird dieser Fluss zu jenem.



Bild von Gerd Altmann auf Pixabay

Viele ältere Männer tragen auch an Sommerabenden einen Wollschal. In seinen Falten, im Gewebe oder in der Art, wie sie ihn tragen, hängt ein Rest der Vergangenheit. Der Schal wirkt als körperliche Isolierung gegen eine trostlose und kalte Gegenwart. Sie sitzen auf Steinen am Ufer und zerbeißen Sonnenblumenkerne, die sie in den Taschen ihres Jacketts mit sich tragen. Dann gehen sie nach Hause. Morgen werden sie wieder herkommen und auf den Fluss schauen. Flüsse sind Symbole der Vergänglichkeit und sie transportieren Wünsche und Sehnsüchte. Je mehr Wünsche und Sehnsüchte ein Mensch hat, desto mehr wird es ihn an den Fluss ziehen, dem er seine Wünsche anvertraut.

Vor Tagen sahen wir am Lahnufer eine Ente mit acht winzigen Küken, die wie an einer Schnur gezogen hinter ihr her rannten oder um sie herum wuselten. Sie rupften Gras. Heute waren es noch sieben. Ich setzte mich auf eine Bank und schaute zu, wie sie piepsend von hier nach dort rannten. Da das Gras nicht ganz kurz geschnitten war, sah ich eigentlich nur ihre Köpfe hin und her düsen, was der Szenerie etwas Comcartiges verlieh. Ein Mann, der des Weges kam und mit dem ich über den Schwund der Küken sprach, meinte, in der Regel überlebten nur drei oder vier Küken von einem Gelege die ersten Wochen. Gefahr droht ihnen von unten und von oben: Ein Teil würde von Welsen und Hechten verschlungen, der andere von Sperbern, Elstern, Raben oder Füchsen geholt. Von überall her drohte den kleinen Entchen Gefahr, auch von Hunden. Sprach's und wies auf seinen eigenen Hund, den er sicherheitshalber angeleint hatte. Ich sah dem Gewusel noch eine Weile zu und wandte mich dann zum Gehen. Es hatte zu regnen begonnen und wurde ungemütlich.

*

Der Vatertag bei leidlich gutem Wetter hat ausgereicht, dass meine Lieblingsbank inmitten einer Müllhalde steht. Leere Flaschen und Dosen aller Art, Tabakbeutel aus Plastik, verranzte Masken und Taschentücher, Dutzende von Kippen – all das wird zurückgelassen in einer mir rätselhaften Gleichgültigkeit. Selbst unter rein utilitaristischen Gesichtspunkten ist dieses Verhalten dumm, und andere als utilitaristische Argumente versteht sowieso kein Mensch mehr. Will man nicht bei nächster Gelegenheit wieder auf dieser Bank sitzen und auf den Fluss schauen? Die Leute denken offenbar nicht über den Augenblick hinaus: „Ich will heute meinen Spaß, was morgen ist, geht mir am Arsch vorbei!“

**„Ich will heute meinen
Spaß, was morgen ist,
geht mir am Arsch
vorbei!“**

Es grassiert ein punktformes Erleben, das ganz auf den Augenblick ausgerichtet ist. Bis vor Kurzem galt das als Krankheitszeichen und Symptom einer dissozialen Persönlichkeitsstörung. Weil es das zum Konsumismus passende Verhalten ist, gilt es inzwischen als normal. Konsum ist geschichtslos und macht den Leuten kein Gedächtnis. Man lebt von einem flüchtigen Genuss zum nächsten, in einem dumpfen, formlosen Präsens. Ein Symbol für diese Mentalität ist der Coffee-to-go, der überall zuhanden ist. Man trinkt ihn unterwegs und lässt den Becher fallen, wenn er leer ist. Überall wird Flaschen- und Dosenbier angeboten, man trinkt es unterwegs und stellt die Flaschen oder Dosen irgendwo ab oder lässt sie einfach fallen. Kein Wunder, dass unsere Städte vermüllen und die Erde unbewohnbar wird.



Bild von [Tania Van den Berghen](#) auf [Pixabay](#)

Zwei der drei neuesten Umfragen zur berühmten Frage: *Wenn am nächsten Sonntag Bundestagswahl wäre*, sehen die Grünen auf Platz eins, nur eine die CDU/CSU. Die SPD dümpelt bei 15 Prozent herum, die FDP liegt erstaunlicherweise bei 12 Prozent, also beinahe gleichauf. Wie oft habe ich schon gehofft, dass diese üble Truppe endgültig auf der Müllhalde der Geschichte landet, wo sie spätestens mit dem Platzenlassen der sozial-liberalen Koalition im Jahr 1982 hingehört. Die Linke kämpft um den Klassenerhalt. Ein rot-rot-grünes Projekt wäre auf Basis der gegenwärtigen Zahlen nicht möglich, wohl aber eine Ampelkoalition, was Grünen und Sozialdemokraten eh sympathischer wäre. Vergessen scheint die Lindner-Nummer bei den letzten Sondierungsgesprächen. Ich meine mich zu erinnern, dass Habeck nach deren Scheitern sinngemäß sagte: „Nie wieder rede ich mit diesem Typ!“ Es sind natürlich auch andere Koalitionen denkbar und möglich: CDU und Grüne könnte nach dem jetzigen Stand auch funktionieren. Darauf wird es letztlich wohl hinauslaufen: Baerbock Vizekanzlerin in einer Regierung Laschet. Die Neigung zu Größenphantasien hat Olaf Scholz von seinem Lehrmeister Schröder übernommen. Woher nimmt dieser Kerl die Chuzpe, sich als künftigen Kanzler zu sehen? Das ist mir unbegreiflich. Je mehr Glaubwürdigkeit er dieser Prophezeiung zu verleihen versucht, desto schlimmer wird es.



Bild von [Peter Kraayvanger](#) auf [Pixabay](#)

Heute wird Udo Lindenberg 75 Jahre alt. Ein paar Jahre lang waren wir wirkliche Fans und haben einige Konzerte von ihm besucht. Später war er uns dann zu vernuschelt und abgedreht. Auch die Liaison mit Nena haben wir ihm übelgenommen. So hübsch war sie nun auch wieder nicht, dass man ihr die dümmliche Nummer mit den Luftballons verzeihen könnte. Eine Eintrittskarte habe ich noch. Am 15. März 1983 trat Udo zusammen

mit Gianna Nannini in der Offenbacher Stadthalle auf. Ich bin in diesem Fall nicht ganz sicher, ob ich nicht eher wegen Gianna Nannini hingefahren bin, von der wir damals alle fasziniert waren. Sie habe ich ohne Udo 1988 noch einmal in der Frankfurter Festhalle erlebt. Das war die Zeit, wo sie auf der Bühne gern mal ihre nackten Brüste vorführte. Von Lindenburgs Tournee mit Eric Burdon Ende der 1970er Jahre habe ich vor ziemlich genau einem Jahr in Teil 27 des Corona-Tagebuchs schon berichtet. Dort habe ich auch erwähnt, dass Udo Hans-Jürgen Linke und mir einen seiner Texte zur Geschichte des Rock 'n' Roll und seiner Bedeutung für die Nachkriegs-Jugendlichen überlassen hat, als wir im Focus-Verlag einen Band über die *Fuffziger Jahre* herausgaben. Die FAZ hat in ihrer Sonntagsausgabe vom 16. Mai

2021 ein ganzseitiges Interview mit Udo Lindenberg gebracht, aus dem der Satz stammt, den ich diesem Teil der DHP als Motto vorangestellt habe und der mir aus der Seele spricht. Am Ende des Gesprächs wird Udo gefragt, ob er fürchte so zu enden wie Rex Gildo, der kurz vor seinem Tod in Baumärkten auftreten musste, um sich über Wasser zu halten. Udo antwortet: „Nee, nicht mehr, über Baumärkte bin ich weit hinaus. Es gab aber mal so Zeiten, wo die Knete verrudert war und ich diese Angst hatte. Umso dankbarer bin ich den Göttern und meinen Freunden, mit denen ich die Platte ‚Stark wie Zwei‘ produziert habe, nach einer längeren Zeit der Agonie und so, und leichter Katharsis. Das würde ich wirklich jedem wünschen: Nicht zu normal sein, aber auch nicht zu verrückt. Gut vom Wahnsinn durchgeknutscht, aber immer noch alles durchschauen. Ich bin auf die Realitätsangebote des Lebens weitestgehend nicht eingegangen. Trotzdem hab ich den Durchblick. Lange schlafen, ausgeschlafen sein!“ Darauf die FAZ: „Das klingt schon fast so, als könnte Sie Kurse in Achtsamkeit geben ...“ Udo erwidert: „Na ja, Achtsamkeit, komisches Wort für mich, ne. Durchblick eher, würde ich sagen. Durchblick hinter meiner dicken Brille.“

Ich habe gestern Abend im ZDF den Film *Systemsprenger* gesehen, von dem ich schon viel gehört hatte. Und die nachfolgende Dokumentation *Schrei nach Liebe*. Nicht uninteressant und auch nicht ganz falsch, aber eben doch falsch, weil die Ursachen der beschriebenen und beklagten Phänomene nicht zur Sprache kamen. Das Versagen der Eltern bleibt einfach nur deren Versagen, als stünde es in ihrem Belieben, sich anders zu verhalten und liebevoll um ihre Kinder kümmern zu können. Vor zwanzig Jahren habe ich ein Buch mit dem Titel geschrieben: *Amok - Kinder der Kälte*. Ich würde mal behaupten, dass dort bereits die Gründe ziemlich klar benannt worden sind. Indifferenz, Feindseligkeit und Kälte sind von dieser Gesellschaft produzierte Gefühlszustände und keine bloßen Charakterfehler liebloser Eltern. Letztlich rebellieren die auffälligen Kinder unbewusst gegen diese Zustände. Die beschriebenen Phänomene sind Ausdruck der Tatsache, dass Kindheit seit einiger Zeit dem Kapital subsumiert wird. Sozialisation darf aber den Kapital nicht reell und vollständig subsumiert werden, sonst klappt gar nichts mehr. Den Kindern fehlt das sichere Gehaltenwerden, es fehlt leib-seelische Konstanz und Verlässlichkeit bei den *Bezugspersonen*. Wobei dieses Wort schon schrecklich technizistisch und somit ein Teil des Problems ist. Es bedarf eines Milieus, das durch verlässliche Bindungen an leibhaftig anwesende Menschen charakterisiert ist, die die Beziehungen nicht bei jeder Störung gleich aufkündigen. Oskar Negt sprach in diesem Zusammenhang von einer Art „naturrechtlich gesichertem Asyl,

**Indifferenz, Feindseligkeit
und Kälte sind von dieser
Gesellschaft produzierte
Gefühlszustände und keine
bloßen Charakterfehler
liebloser Eltern**

aus dem man nicht vertrieben werden kann, selbst wenn man das momentane Wohlwollen der Erwachsenen verloren hat." Die raumzeitliche Verlässlichkeit - durch die körperliche Nähe und Anwesenheit konkreter Bezugspersonen vermittelt - ist eine nicht ersetzbare Funktion in menschlichen Bildungsprozessen. Und genau diese Kontinuität wird vom System des flexiblen Kapitalismus systematisch zerstört und untergraben. Zum ersten Mal in der Geschichte sind die ökonomischen Mächte damit beschäftigt, in einer sich verallgemeinernden Warenproduktion Bindungen bewusst zu zerstören - im Namen von Flexibilität und Mobilität, letztlich also der Profitproduktion.

All das blieb gestern ungesagt, alles blieb an der Oberfläche und rein deskriptiv, so dass die Zuschauer denken werden: Na ja, manchmal legt ein grausames Schicksal einer Familie eben ein Monster in die Wiege. Die gab's immer und wird es immer geben. Diese Annahme wird von der heute vorherrschenden Wissenschaft insofern gestützt, als man davon ausgeht, dass man mit der Anlage zur Psychopathie auf die Welt kommt. Ein hirnanorganischer Defekt eben. Die betroffenen Kinder sind früh auffällig, quälen Tiere, sind gewalttätig, schwänzen die Schule, empfinden kaum Angst, Ermahnungen und Drohungen fruchten nichts, zu Empfindungen für andere sind sie nicht in der Lage. Wenn sie Gefühle zeigen, dann sind sie gespielt. Die Störung gilt als schwer oder gar nicht therapierbar. Psychopathen halt! Dass solche Menschen nicht ab ovo böse, sondern Produkte heutiger Sozialisationsprozesse sind, wurde gestern höchstens angedeutet, aber nicht wirklich ausgeführt. Es würde die Zuschauer unter die giftigen Bäume des neoliberalen Dschungels führen. So aber ruft man: Haltet den Dieb! und lässt den wahren Dieb, die wahren Diebe, entkommen.

**... solche Menschen sind
nicht ab ovo böse, sondern
Produkte heutiger Sozialisationsprozesse ...**

Mein Fazit: Nicht die verhaltensauffälligen Kinder sprengen das System, sondern das System sprengt sich selbst, indem es alle Lebensbereiche ökonomisiert und der Logik der „gefühllosen baren Zahlung“ (Marx) unterstellt. Eine Gesellschaft, deren einziger kategorischer Imperativ der der Bereicherung ist, darf sich nicht wundern, wenn ihrem unwirtlichen Schoß eine Generation entspringt, die emotional frigide und moralisch verwildert ist. Die Folgen kann man an unseren Schulen und in der Stadt tagtäglich besichtigen.

In einer Regenpause drehe ich eine Runde durch den Park. Es tropft von den Bäumen. Amselfeln hüpfen über das frisch gemähte Gras und spekulieren auf einen fetten Regenwurm. Zwei junge Frauen schneiden sich wechselseitig die Haare. Die eine sitzt auf einem Mäuerchen, die andere steht hinter ihr und schnippelt an einem Zopf herum. Sie haben sichtlich und

hörbar ihren Spaß dabei. Bei meiner zweiten Runde haben sie Positionen getauscht. Nun hockt die andere auf den Steinen im Drahtgeflecht. Gegen die Nässe hat sie sich eine Jacke untergelegt. Sie beraten gerade, wie der Schnitt ausfallen soll. Seit einiger Zeit üben Friseure ihr Handwerk ja auch halb öffentlich und für die Passanten durch die Scheibe sichtbar aus, so dass es mich nicht wundert, dass die beiden jungen Frauen sich in aller Öffentlichkeit die Haare schneiden. Ich würde mich da genieren.

Zwei junge Migranten begegnen einem Dritten. Die Begrüßung fällt herzlich aus: allseitiger Händedruck. flüchtige Umarmungen und Küsschen links, Küsschen rechts. Die Pandemie ist vergessen oder spielt für sie keine Rolle. Masken tragen sie eh keine. Ich gestehe, dass ich denke: Dass die Inzidenz in migrantischen Vierteln und unter der migrantischen Bevölkerung so hoch ist, liegt nicht nur an den häufig unwürdigen Arbeitsverhältnissen und ihrer ghettoartigen Lebens- und Wohnsituation, sondern auch an diesen Gewohnheiten, an denen sie auch unter pandemischen Bedingungen festhalten.

Bevor die Ressentiments weiter mit mir durchgingen, legte ich eine Pause der Besinnung ein und piff mich zurück. Die Migranten entstammen einer anderen Kultur und sie leben anders. Das *pincipium individuationis*, dem wir unterworfen sind und das uns tendenziell in gegeneinander isolierte soziale Atome verwandelt, lässt uns voller Ressentiments auf die eher gemeinschaftlichen Lebensformen der Migranten blicken. Ein ausländischer Gefangener hat einmal in einer Gruppensitzung gesagt: „Hier in Deutschland lebt jeder für sich allein in seiner Wohnung - wie eine Eule.“ Der Einheimische sitzt einsam und verbittert in seiner Wohnschachtel und schaut vom Fenster aus auf den Hinterhof, wo die ausländischen Nachbarn gemeinsam essen, trinken, singen, tanzen und lachen. Alle Generationen treffen sich unter freiem Himmel. Statt hinunterzugehen und Anschluss zu suchen, schimpft der Deutsche auf den Lärm und die „asoziale Lebensweise“ der Ausländer. Eine hoch individualisierte Kultur prallt auf eine eher kollektive Lebenswelt, wobei hoch individualisiert nur eine höfliche Umschreibung für das Zugleich von Einsamkeit, Isolation und Verbitterung ist. Die Katastrophe der Individuation, hat Schopenhauer das genannt und von den Stachelschweinen gesprochen, die sich, Wärme und Nähe suchend, aneinanderdrängen und sich dabei verletzen. Bis sie ihre Versuche irgendwann einstellen. Der Neid auf die Gesellschaftlichkeit und die lebendigen Parallelgesellschaften der Fremden ist eine verschwiegene Quelle ausländerfeindlicher Ressentiments. Und nun verbreiten sie durch ihre tribalistischen Lebensformen auch noch das Virus! So ungefähr versuchte ich meiner einschnappenden Reflexe Herr zu werden, nachdem ich die sich begrüßenden jungen Ausländer gesehen hatte. Aber auch nach reiflicher Überlegung bleibe ich dabei, dass es nichts

**Der Neid auf die
Gesellschaftlichkeit und
die lebendigen
Parallelgesellschaften
der Fremden ist eine
verschwiegene Quelle
ausländerfeindlicher
Ressentiments**

schaden könnte, wenn sie sich für eine Weile mal an die Regeln hielten, die ja ein Gebot der medizinischen Vernunft sind und keine Schikane. Ein bisschen Rücksichtnahme und Denken ans Gemeinwohl schaden nie und stünden auch diesen jungen Kerlen gut zu Gesicht.

*„Wenn Väter Pläne haben, haben
die Kinder Geschicke.“*

(Jean-Paul Sartre)

Endlich mal ein Morgen, an dem ich in Ruhe auf dem Balkon frühstücken kann. Dachte ich. Aber kaum saß ich, trank den ersten Schluck Kaffee und schlug die Zeitung auf, da jaulte in der Nachbarschaft der Laubbläser auf. Da war es mit der schönen Ruhe schlagartig vorbei. Dieser Mann wirft dieses Höllengerät nicht nur im Herbst an, wenn die Blätter fallen, sondern das ganze Jahr über. Irgendetwas findet er immer, was sich zusammen- und wegblasen lässt. Und wenn es nichts ist oder Staub. Für diesen Mann habe ich mir schon oft Foltermethoden ausgedacht, die ich dem Arsenal der Hölle von *Hieronymus Bosch* entnommen habe. Schließlich foltert er die ganze Nachbarschaft zwei Mal pro Woche.

Heute ist Vaters Geburtstag. Vor 119 Jahren kam er in einem kleinen Dorf in der Nähe von Eschwege zur Welt. Ich habe über die Atmosphäre in seinem Elternhaus, einem protestantisch-wilhelminischen Pfarrhaus, in Teil 10 der Durchhalteprosa schon einmal berichtet. Gefürchtet waren bei uns Kindern die Ausflüge, die an seinen Geburtstagen unternommen wurden. Mit fortschreitendem Alter zog es ihn an die Stätten seiner Kindheit. Also quetschte sich die ganze Familie in den Kleinwagen, und wir fuhren auf irgendeinen Berg im Zonenrandgebiet, wie man diese Region damals nannte. Auf dem Weg dorthin wurde in manchem Dorf angehalten und die Kirche besichtigt. Vater war Architekt und so folgten ellenlange Erläuterungen zu Baustil und Geschichte des jeweiligen Gotteshauses. Vater selbst war bei den Nazis aus der Kirche ausgetreten und so sparte er nicht mit kritischen Seitenhieben aufs Christentum, die mir später bei Nietzsche wieder begegnet sind. Mitleid sei etwas für Schwächlinge, so in etwa war die Stoßrichtung seiner Kritik. Schließlich erreichten wir den Berg, der bestiegen werden sollte und von dem aus man „eine herrliche Aussicht“ haben würde. Oben angekommen, ließ Vater den Blick in die Ferne schweifen und wies dahin und dorthin. Niemand konnte sehen, was er sah. „Das ist der Meißner, dort hinten im Dunst liegt Eisenach“, sagte er zum Beispiel. Eisenach lag hinter dem Eisernen Vorhang und war damals unerreichbar. Dann wurde eine Decke im Gras ausgebreitet und es gab Kaffee und Kuchen. Meist der bei uns Kindern nicht sonderlich beliebte Rhabarberkuchen, mit einer zu Hause bereits geschlagenen Sahne, die durch den stundenlangen Transport schon reichlich abgeranzt war. Kühlboxen waren zu jener Zeit noch unbekannt. Danach hatte man stumpfe Zähne.

Rhabarber war das einzige, was der Garten zu dieser Jahreszeit hergab. Erdbeeren wären uns als Kuchenbelag lieber gewesen, aber die waren noch nicht reif. An den Grashalmen hingen Zecken, die auf Opfer lauerten. In den nächsten Tagen mussten diese mit Hilfe einer Pinzette aus der Haut gerissen werden. Vater bestand darauf, sie gegen den Uhrzeigersinn herauszudrehen. Den ersten Zeckenbiss holten wir uns regelmäßig an Vaters Geburtstag, weitere



Bild von [Christian Calhoun](#) auf [Pixabay](#)

folgten später im Jahr beim Pilzesuchen oder Beerenpflücken. Wenn es nicht bereits auf der Hinfahrt im Auto gesungen worden war, wurde nun ein Lied angestimmt, das aus Vaters jugendbewegter Zeit stammte: *Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus. Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus.* Wir Brüder summten so mit oder bewegten die Lippen, was vom Vater gerügt wurde: „Ein bisschen mehr Enthusiasmus, wenn ich bitten darf!“ Von irgendwoher war der Ruf eines Kuckucks zu hören. Wir wussten schon, was nun folgen würde. Vater konnte den Ruf des Kuckucks perfekt nachahmen, indem er in die zu einer Muschel geformten Hände blies. Niemand von uns bekam das auch nur annähernd so hin wie er. Nach einer Weile kam der jeweilige Revierinhaber näher, um zu schauen, wer da in sein Territorium eingedrungen war. Vater lockte diese Vögel an, obwohl er sie eigentlich wegen ihres parasitären Verhaltens verachtete. Stets wies er uns auf deren schlechte Gewohnheit hin, ihre Eier in fremde Nester zu legen und sie anderen die Arbeit machen zu lassen. Im Grunde sei der Kuckuck „der Jude unter den Vögeln“. So ging der Tag dahin, bis irgendwann zum Aufbruch geblasen und die Rückfahrt angetreten wurde. In Kassel angekommen, wurden der bereits geschälte Spargel und die Kartoffeln aufgesetzt. Die Stangen waren abgezählt und mittels eines Zwirnsfadens zu kleinen Päckchen verschnürt. „Damit niemand zu kurz kommt“, erläuterte die Mutter. Zum Spargelessen wurde der Schinken aus der Speisekammer geholt, der aus der Hausschlachtung im Herbst zuvor stammte. Wir waren in ein Dorf Richtung Edersee gefahren, wo Vater einen Bauern kannte, dem er ein Schwein abgekauft hatte. Mir erschien dieser abgezählte Spargel irgendwann wie ein Symbol: Alles war abgezählt in dieser Familie, auch die Freude, die also fehlte. Überschwang und Verschwendung war dieser Familie fremd. Da alles eingeteilt war und verrechnet wurde, fehlte das Uneingeteilte, der Überschuss. Eine Schicht Mehltau lag über allem. Es mangelte an Zärtlichkeit und Umarmungen. Nur an Schlägen und Ohrfeigen mangelte es nicht. Das letzte Mal, dass Vater mich schlug, war kurz vor dem Abitur, als ich ihm eröffnete, mich dem Wehrdienst

**Eine Schicht Mehltau
lag über allem. Es
mangelte an
Zärtlichkeit und
Umarmungen**

entziehen zu wollen. Beben vor Zorn stand er vor mir, zögerte einen Moment und schlug mir dann mit der Außenfläche der Hand ins Gesicht. Obwohl ich inzwischen einen Kopf größer war als er, ließ ich es geschehen. Gerade noch konnte ich den Arm hochreißen, um den Schlag abzuwehren, ein Reflex, der in Schreckmomenten noch lange einschnappte und den ich erst spät losgeworden bin.



Bild von [edith lüthi](#) auf [Pixabay](#)

Ich flog zu Hause raus und fand in der Familie eines Freundes Aufnahme. Dort lernte ich kennen, was Familie auch sein kann: freies Lachen, improvisierte Feste, knallende Korken, Lässigkeit und Frivolität. Dort wurde umarmt und gelacht und ohne besonderen Anlass gejubelt. Sie führten ein offenes Haus, der Tisch war reichlich gedeckt und man wusste nie, wer zu einer Mahlzeit erschien. Mir blieb die

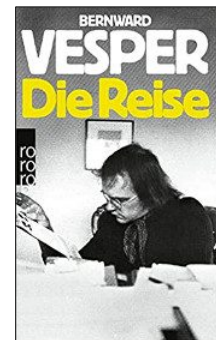
Prägung durch eine Atmosphäre der Enge und der Sparsamkeit, einer Sparsamkeit nicht aus ökonomischer Not, sondern aus Prinzip, was viel schlimmer ist. Der 20. Mai ist für mich also kein Tag zum Feiern, sondern eher der Traurigkeit.

Trauer vor allem darüber, wie viel von meinem Vater trotz aller Absetzbewegungen und Distanzierungen in mir steckt. Der Apfel ist längst nicht so weit vom Stamm gefallen, wie ich gehofft und angenommen hatte. In dem Maße, wie die äußeren Emanzipationsbewegungen (oder meine Beteiligung an ihnen?) schwächer wurden, wurden auch meine Widerstandskräfte schwächer. Das lebensfeindliche Prinzip, das eine autoritäre Dressur in mich eingepflanzt hat, greift um sich und erobert ständig neues Gelände. Es gibt ja, wie Peter Brückner bemerkte, „einen Faschismus weit weg vom Kopf, eine zum Gefühl – oder zur Gefühllosigkeit – gewordene Ideologie“. Ja, es geht im engeren Sinn gar nicht oder nicht in erster Linie um Ideologie, sondern um Körper- und Gefühlszustände. Die Entnazifizierung der Köpfe ist uns einigermaßen gelungen, die Entnazifizierung der Körper ist ungleich schwieriger und stets prekär. Es gibt uralte Reaktionsmuster, die funktionieren wie Reflexe. Und es gibt das, was man in Anlehnung an Nietzsche den Juckreiz unterdrückter Gefühle nennen kann. Da, wo Erziehung früh Wunden schlug und profunde Lustabwehrgefühle in unsere Körper installiert wurden, bildet sich ein spontaner, dem aufgeklärten Bewusstsein weitgehend entzogener Bereich, eine Art von seelischem Vichy-Regime. Unser antikolonialer Kampf konnte nicht zu

**Das lebensfeindliche
Prinzip, das eine
autoritäre Dressur in
mich eingepflanzt hat,
greift um sich und
erobert ständig neues
Gelände**

Ende geführt werden, und so bildet das nie ganz besiegte Geschwür nun Metastasen und erzielt Geländegewinne. Es ist, wenn man so will, mein Lebensthema geworden: der Kampf des Lebendigen mit dem Toten – draußen und in uns. Ich habe diese immer währende Schlacht vor Jahren einmal als die von traditionellen Linken gern vernachlässigte oder gar nicht zur Kenntnis genommene „Innenseite des Klassenkampfes“ bezeichnet. In diesem Kampf gibt es keine dauerhafte Balance, keine Waffenruhe, man kann sich auf nichts verlassen. Befreite Gebiete können wieder verlorengehen. Im Zustand einer scheinbaren Balance gibt das Tote draußen, also das, was wir früher den „Überhang des Objektiven“ genannt haben, den Ausschlag. Das Kapital ist aufgehäufte tote Arbeit, und wir sind ständig von ihm umgeben. Wer resigniert und sich der Schwerkraft des Realen überlässt, gibt dem Toten in sich Raum zur Entfaltung, das sich mit dem Überhang des Toten draußen mannigfach verflucht und durch dieses gestützt wird. Es gibt keine naturwüchsige Homöostase, innerer und äußerer Stillstand, dauerhafter Mangel an emanzipatorischer Bewegung bedeutet den Tod. So ist es - und es ist traurig, dass es so ist.

Bernward Vesper, auch er der Sohn eines Nazi-Vaters, hat in seinem Roman *Die Reise* über die Motive seiner und unserer Revolte geschrieben: „Der Aufstand geschieht gegen diejenigen, die mich zur Sau gemacht haben, es ist kein blinder Hass, kein Drang, zurück ins Nirwana, vor die Geburt. Aber die Rebellion gegen die zwanzig Jahre im Elternhaus, gegen den Vater, die Manipulation, die Verführung, die Vergeudung der Jugend, der Begeisterung, des Elans, der Hoffnung – da ich begriffen habe, dass es einmalig, nicht wiederholbar ist. Ich weiß nicht, wann es dämmerte, aber ich weiß, dass es jetzt Tag ist und die Zeit der Klarstellung. Denn wie ich sind wir alle betrogen worden, um unsere Träume, um Liebe, Geist, Heiterkeit, ums Ficken, um Hasch und Trip (werden weiter alle betrogen).“



Rowohlt
Taschenbuch
720 S., 10,50€
ISBN: 978-
3499150975

Nach weiterem Unglück und einer nachfolgenden psychischen Dekompensation wurde Vesper 1971 in die Psychiatrie in Haar bei München eingewiesen, eine Anstalt, in der schon Oskar Maria Graf im Ersten Weltkrieg allerhand über sich ergehen lassen musste. „Sie sind vollkommen zerrüttet, Graf!“ sagte der Arzt, der ihn nach einem Zusammenbruch an der Front untersuchte, und wies ihn in die nächste Irrenanstalt ein. Wer Widerstand leistete, kam ins Dauerbad, auch Graf wurde diese Form der „Behandlung“ zuteil. Er berichtet über seine Aufenthalte in Irrenhäusern und Heilanstalten im ersten Teil seiner Autobiographie *Wir sind Gefangene*. Bernward Vesper wurde von Haar aus in eine Klinik in Hamburg verlegt, wo er sich am 15. Mai 1971, also fast auf den Tag genau vor 50 Jahren, das Leben nahm. Wer etwas über Vesper in Erfahrung bringen möchte, lese *Die Reise* und/oder Gerd Koenens Buch *Vesper, Ensslin, Baader*, in dem er *Urszenen des deutschen Terrorismus* schildert. Vesper war mit Gudrun Ens-

slin liiert. Aus dieser Verbindung stammt der Sohn Felix, der heute in Stuttgart lebt und an der dortigen Kunstakademie unterrichtet.

Das Wort *Lockerungen* kenne ich aus dem Gefängnis. Dort bezeichnet es die Gewährung von Hafterleichterungen wie Ausgang, Hafturlaub und Offener Vollzug. In oft langwierigen Konferenzen wurde darüber beraten, ob man diesem oder jenem Gefangenen *Lockerungen* gewähren könne. In der Regel wurde die Gewährung von Lockerungen an dessen Wohlverhalten und Zuverlässigkeit geknüpft. Vor der Lockerungsgewährung muss in den meisten Fällen ein externes Sachverständigengutachten zu der Frage eingeholt werden, ob bei dem betreffenden Häftling eine Gefahr des Missbrauchs durch Begehung neuer Straftaten oder durch Flucht besteht. Bei der Lockerungsfrage in der Pandemie tritt an die Stelle dieser Gutachten die Expertise der Epidemiologen und Virologen, die auf die Frage antworten sollen, ob bei gewissen Öffnungsschritten das Risiko einer erneuten Ausbreitung des Virus besteht. In beiden Fällen wäre die ehrlichste Antwort oft: Wir wissen es nicht. Der große Gerichtsreporter Gerhard Mauz hat einmal gesagt, Gutachter könne man bestellen „wie Waffen im Versandhandel“. Wer einem Gefangenen gewogen ist, beauftragt den Gutachter X, wer lieber möchte, dass er drin bleibt, den Gutachter Y. Wer in der Pandemie Lockerungsschritte wagen will, fragt Herrn Streeck, wer eher zur Vorsicht neigt, verlässt sich auf die Herren Drosten oder Lauterbach. Hundertprozentige Sicherheit gibt es hier wie dort nicht. Es bleibt in gewissen Grenzen ein Vanbanquespiel. Durch die Analogie von Knast und Pandemie-Maßnahmen möchte ich auf keinen Fall Wasser auf die Mühlen der Querdenker leiten. Ich bin lediglich den Sprüngen meiner Hirnantilope gefolgt, die durch das Wort *Lockerungen* ausgelöst wurden.

Am Pfingstsamstag ging ich am Nachmittag auf den Alten Friedhof. Ich setzte mich auf die Bank neben dem Grab von Röntgen. Ein paar Meter weiter saß ein Junge an einen Baumstamm gelehnt und las. Ein Rotkehlchen setzte sich ein paar Meter neben mir auf das Gitter, das das Nachbargrab umgab. Ein paar Mal noch landete es dort und schaute neugierig zu mir herüber. Ich schüttelte ein paar Krümel aus der Brötchentüte, die ich in meiner Jackentasche mit mir trug. Ich legte sie auf das andere Ende der Bank und hoffte, dass das Rotkehlchen käme und sie aufpickte. Aber es interessierte sich nicht dafür und hielt Abstand. Es flog auf den Ast eines nahen Baumes und sang ein bisschen. Ich blätterte in dem Beckett-Buch, das ich in dem öffentlichen Bücherschrank gefunden und mitgenommen hatte. „Ich werde endlich doch bald ganz tot sein. Vielleicht nächsten Monat.“ Mit diesen Sätzen beginnt der Roman *Malone stirbt*. Gibt es einen besseren Ort, um mit der Lektüre dieses Romans zu beginnen? Ich meine mich zu erinnern, dass auch Beckett Friedhöfe mochte. Vor Jahren habe ich einmal in Kassel das Haus aufgesucht, in dem Beckett wohnte, als er seine Cousine Peggy Sinclair besuchte, in die er sich verliebt hatte. Es ging ein starker Wind. Er rauschte in den

Bäumen. Das Rauschen des Windes in den Bäumen überdeckte alle anderen Geräusche. Drei Hipster mit diesen saudummen Hipster-Frisuren und Hipster-Bärten gingen vorüber. Der Junge saß weiter auf seiner Wurzel und mit dem Rücken an den Baum gelehnt. Er schrieb etwas in eine Kladde. Dass es so etwas noch gibt, wunderte ich mich. Ich tupfte die Krümel aus der Brötchentüte mit dem Finger auf und aß sie selbst. „Diesmal wird es noch gut gehen, dann vielleicht noch einmal, und dann ist es aus“, las ich bei Beckett. Ich ging nach Hause, um zu kochen. Im Verbindungshaus gegenüber der Pforte des Friedhofs lehnten Verbindungsstudenten auf dem Balkon am Geländer und schütteten Bier aus Flaschen in ihre hohlen Köpfe. Ihr Lachen dröhnte zu mir herüber.

Abends schaute ich auf 3sat *Graf Öderland* von Max Frisch vom Berliner Theatertreffen 2021. Mit diesem 1951 uraufgeführten Stück war Frisch seiner Zeit so weit voraus, dass es damals kaum jemand verstand und beim Publikum und der Kritik durchfiel. Vorarbeiten zum *Graf Öderland* finden sich bereits in den Tagebucheinträgen aus dem Jahr 1946. Ein braver Bankangestellter erschlägt den Hausmeister der Bank, bei der er angestellt ist, mit dessen Axt. Er beharrt darauf, kein Motiv zu haben. Das beunruhigt die Umgebung zutiefst, die nach einer Erklärung verlangt. Bleiben die Motive eines geständigen Täters im Dunkeln, schwirren sie wie Fledermäuse umher und sorgen auf der Nachtseite des wiederhergestellten Friedens weiter für Beunruhigung. Der einzige Mensch, der ihn versteht, ist der Staatsanwalt, der den Prozess gegen ihn führt. Die Identifikation mit dem Mörder geht so weit, dass er aus seinem gewohnten Leben austritt und - der Sage vom Grafen Öderland folgend - mit einer Axt mordend durch die Lande zieht. Die Axt wird zum Symbol einer Revolte, die bald das ganze Land erfasst. Kein Wunder, dass das in den 1950er Jahren niemand verstand. Erst heute geht das Saatkorn auf, das Max Frisch damals der Erde anvertraute. Zwei mit mir befreundete Schauspieler haben im Jahr 2011 eine stark gekürzte Fassung des Stückes in der JVA Butzbach zur Aufführung gebracht. Dort verstand es ein jeder. Eine Axt durfte allerdings nicht mit reingebracht werden. Ein Gefangener hat sie auf Pappe gezeichnet und ausgeschnitten.

Zu guter Letzt sah ich noch, dass Werder Bremen aus der Bundesliga abgestiegen ist. Beim Frühstück am Pfingstsonntag erzählte ich von meinem Fernseherlebnis am Vorabend und versprach mich: „Ich hab gestern Graf Söderland gesehen.“



Max Frisch (ca. 1974)
ETH Library, CC [BY-SA 4.0](#)

via Wikimedia Commons ohne Änderung



Max Frisch:
Graf Öderland: Eine Moritat in zwölf Bildern
Suhrkamp Verlag, Tb, 96 S.
ISBN: 978-3518100325

Am Pfingstmontag hat Bob Dylan Geburtstag und wird 80 Jahre alt. Auf dem Blog meines Freundes Christian Lugerth, der *An den Rändern lauern die Erfahrungen* heißt, läuft seit Tagen der Countdown. Christian ist der Bob Dylan Oberhessens, mindestens, und hat mit heimischen Musikern ein Bandprojekt ins Leben gerufen, das *Der Lahn-Dylan-Kreis* heißt. Damit Nicht-Hessen das verstehen können, muss man wissen, dass es rund um Wetzlar einen Lahn-Dill-Kreis gibt.



Joan Baez und Bob Dylan in den 1960er Jahren

Bild von WikimAGES auf Pixabay

Ich habe einen neuen Zugang zu Bob Dylan und seiner Musik gefunden, als ich mit Butzbacher Gefangenen den Film *Becketts Gefangene* sah. Der Schauspieler Jan Jönson studiert mit Insassen des schwedischen Hochsicherheitsgefängnisses in Kumla Becketts *Warten auf Godot* ein. Der Film begleitet die Proben bis hin zu einer Aufführung außerhalb der Mauern. Bei dieser Gelegenheit gehen die Akteure stiften. Am Schluss sitzt Jan Jönson allein auf einem Stuhl auf der Bühne und erzählt dem zahlreich erschienenen Publikum - statt der Aufführung, die wegen der Abwesenheit der Darsteller ausfällt – voller Humor von der Geschichte dieses außergewöhnlichen Theaterprojekts. Dieser wunderbare französisch-kanadische Dokumentarfilm aus dem Jahr 2005 ist mit Musik von Dylan unterlegt, die mir eine Freundin zu einer CD zusammengestellt und am Ende meiner Butzbacher Dienstzeit geschenkt hat. Schauspieler des Stadttheaters Gießen haben *Warten auf Godot* im Butzbacher Knast im Jahr 2009 als szenische Lesung aufgeführt. Ich habe davon in meinem Text *Mit Sokrates im Gefängnis* berichtet, den man in zwei Teilen im *Magazin Auswege* finden kann.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntlang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im *GEW*erkschaftsMagazin](#)